Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 16 (1926)

Heft: 6-10

Artikel: Aus alter Zeit

Autor: Ackermann, Jos.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004997

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus alter Zeit.

Von Jos. Ackermann, Lehrer, Wegenstetten.

Vor 50 Jahren gab es im Dorfe Wegenstetten noch eine Anzahl Strohhäuser. Heute sind alle weg, die meisten wurden abgerissen und haben oft heimatschutzwidrigen Bauten Platz gemacht. Mit dem Verschwinden des letzten Strohdaches hat man ein Stück Poesie, ein Stück Geschichte, den Hort alter Sitten und Bräuche, und überhaupt die alte Zeit begraben.

Rußig und schwarz sahen oft die Wohnräume der Strohhäuser aus. Nicht nur der vagabundierende Rauch der Küche war schuld daran. Die Beleuchtungsverhältnisse trugen viel zur Verschwärzung der Stubenwände und der Decke bei.

Weg vom Verkehr lebte man hinten in den Bergtälern heimelig, huslig und einfach; das Fremde fand nicht so bald Einlaß. Die Abendsitze, „z'Liechtgänge", hatten eine tiefere Bedeutung als nur freundschaftliche Besuche. Arbeit wurde während der Zeit geleistet. Die Spinnräder schnurrten um die Wette, Gedanken wurden ausgetauscht, Lieder gesungen und „Märli" erzählt. Heute war man in dem Hause, morgen in einem andern an den Winterabenden „z'Liecht". Mit dem Licht war man sehr sparsam. Die Öllampe brannte nur selten. Im Sommer galt es als Sünde und Verschwendung, das Licht brennen zu lassen. Der Michel (29. September) „zündt" im Herbst an und der Josepp (19. März) „löscht" im Frühjahr ab. Von Micheli an mußte der Handwerker die Arbeit beim Licht noch weiterführen. An diesem Tage kochte die Meisterin ein extra feines Mahl, den sogenannten „Liechtbrotis", der aber in der damaligen Gesellensprache „Teufelsbraten" genannt wurde, wegen der nun folgenden Arbeitszeitverlängerung. Eine eigentümliche Beleuchtung hatte man an den Abendsitzen, das sogenannte Rutenbrennen. Das kostete wenig. Während des Jahres wurden von den Männern Wälder und Hecken abgesucht nach Hulftern, Geißbäumen und Kiengerten (Hartriegel). Dieselben wurden geschält, gedreht, gedörrt und das Mark ausgeklopft. Ganze Bürden gehörten zum Wintervorrat. Wenn die Mädchen beim „z'Liechtgang" Hanf und Flachs spannen, mußte ein Dorfbursche „Liechten", das heißt, er mußte das Licht besorgen. Mitten in der Stube war der Lichtstock aufgestellt. Auf einem Kreuzfuß war ein meterhoher Ständer, diesem war ein gabelförmiger eiserner Aufsatz aufgesetzt, die Lichtzange, in welche die Rute eingeklemmt wurde. Diese wurde in der Regel schräg eingesetzt, und um das Licht zu verstärken, neigte man

sie etwas abwärts. Pro Stunde rechnete man vier Ruten. Daß diese Beleuchtungsart Rauch verursachte, der die Zimmer schwärzte, ist begreiflich. Nur in bessern Wohnungen brannte man Lewat- und Flachsöl. Nußöl verursachte übeln Geruch und Dämpfe. Kien brannte man in der Stube nicht, weil er zu stark rauchte. Das Harz der alten Föhrenstöcke wurde gewonnen und verwendet mit Zuckerstaub zum sogenannten „einbreuken" der Wohnräume, um etwaige üble Dünste zu vertreiben.

Der Name Kingerte oder Kiengerte, statt Hartriegel ist offenbar auf den Gebrauch für Beleuchtungszwecke zurückzuführen. Kien = Flammenspender; Gerte = Rute. Kiengerte ist also eine Feuerrute.

Alte Ofensprüche.

In Wegenstetten sieht man in einigen alten Bauernhäusern noch Kachelöfen, die aus den 30er und 40er Jahren des letzten Jahrhunderts stammen. Die einheitliche Form und Farbe lassen denselben Meister erkennen. Die Kranzkacheln sind mit sinnigen Sprüchen versehen und verraten, daß der Handwerker von damals nicht ganz ohne poetische Ader war. Wolfgang Schmied, Hafnermeister in Gipf bei Frick, und Egli, Maler, sind die Ersteller der Öfen. „Bei Egli Maler in der Gipf, ein solcher Ofen zu haben ist!" hieß es vorzeiten am alten Schulofen.

Sitten und Gebräuche und Didaktisches mußte Stoff liefern für die Ofenreime; auch aus der Kunstdichtung wurden Entlehnungen gemacht. Nachfolgend einige Beispiele:

Die Ämtlisucht ist für unser Land
Ein Unheil, besonders auch dem Bauernstand!

Daß Weisheit mehr sei als Geld,
Das glaubt nicht jeder in der Welt!

Mit Glück und Erdengut,
Soll man zeigen, wie man für viele Gutes gründen tut!

Die Aargauer guten Klosterfrauen
Sind wieder in ihren stillen Klosterzellen.

Arm und Reich, erwärm ich gleich!

Wer kann wissen, ob die Seele sei in Ruh,
Wenn man den Körper deckt mit Erde zu?

Bruderliebe ist mehr als Geld,
Das sollte man auch glauben in der Welt!

Es freue jeden in seinem Land,
Der etwas Gutes leisten kann dem Vaterland.

Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht!

Die Wahrheit soll ihr Ziel erreichen,
Aber nicht mit Geld erschleichen.

Die Erde ist ein altes Haus,
Drum baut man soviel neues auf.

Wie groß wird unser Glück dort sein,
Wo Bruderliebe ist allgemein!

Wo lebt auf Erden so rein ein Mann,
Der Sünden uns vergeben kann?

Reich auch ohne Geld zu sein,
Diese Kunst ist ja ganz klein.

Man liebet Gold, man liebet Geld,
Und dies verführt die große Welt!

Viele Menschen wissen nicht,
Was für sie das beste ist.

Alle Menschen dieser Erden
Müssen Staub und Asche werden!

Es freut sich gern der gute Mann,
Wo was Gutes stiften kann.

Frei von Sünden und engelrein,
Wird kein Mensch auf Erden sein.

Wer Gottes Liebe verachten kann,
Ist kein Christ, kein guter Mann!

Der in allem seine Pflicht getan,
Ist ein Christ und großer Mann!

Viele Menschen kann man sehen,
Auf verkehrten Wegen gehen.

Auf dem Kreuzweg findet man zum Glücke einen Steg.

Den schönsten Glauben, der wohl hat,
Der seinen Feinden verziehen hat.

Wolfgang Schmied, Hafnermeister, Gipf.

Die ersten acht Reime stehen am Ofen des Heinrich Schreiber (Böllis), die folgenden sechs bei Albin Moosmann, Gottfrieds und die letzten bei Josef Hürbin, Zimmermann. Die folgenden sind zu lesen am Stubenofen im Hause des Josef Ambros Schreiber. Wolfgang Schmied, Hafnermeister, Gipf, und Egli, Maler, sind auch hier die Ersteller (1829). Diese Namen sind angegeben.

Wo man noch findet Brudertreu,
Da will ich gern auch Bruder sein.

Wer gute Sach verhindern kann,
Der ist wohl kein kluger Mann.

Wissen soll der stolze Mann,
Daß nie der Stolz beglücken kann.

Wer stets getan, was schön und recht,
Der ist wohl der beste Knecht.

Aus allen Völkern und allen Zungen,
Werden in den Himmel kummen.

Wer sich gut in allem glaubt,
Dessen Werte sind noch Staub.

In Eintracht und in Bürgertreu,
Kann jeder Ort auch glücklich sein.

Brüder sind schon auf Erden,
Und dort kann jeder glücklich werden!

In Brüdertreu soll man uns finden,
Haß und Neid soll ganz verschwinden.

Jedes Tier in deinem Stall
Sei gut besorgt auch überall.

Die Reime 8 bis 16 datieren aus dem Jahre 1848.

Altes Gebet,

(Karwochengebet)

das zur österlichen Zeit im Fricktal viel verrichtet wurde, und welches den Sterbenden besonders heilsam sei:

Ritter am heilige sant. König, am heilige Palmetag (wis) wies (weise) und demüetig und sanftmüetig! Was isch er am heilige Montag? Ei wieser Profet! Was am heilige Dienstag? Ei toter Mann! Was am heilige Mittwoch? Mit blöde Herze wohl gespeist! Was am heilige grüne Donnerstag? Um dreißig Silberlinge verkauft! Was am heiligen Charfreitag? Der Muettergotis unter de Auge verlore worde! Was am heilige Charsamstag? Der Muettergottis unter die Erde glait worde! Was isch er am heilige Ostertag? Ei Finder, ei Blinder, ei Tröster, ei Erlöser! Was het er hinterem glo? Drü Wohlgethon! Erstens die Bicht, zweutens die Bues, drittens die letzti Oelig! Wer das Gebätt cha und es i der Charwuche alli Tag drümol spricht, dem wird Gott gäbe drei Seele zu erlöse, erstens si Seel, zweutens die liebi Muetterseel und drittens die liebi Vaterseel. Die drei Seele solle erlöst sein in alli Ewigkeit! Amen!

Die Sage vom Fritz Böni am Spitzengraben und am Bönistein.

(Nach Mitteilungen von Talbewohnern.)

Wenn auch die Sagen in der heutigen Zeit oft belächelt und als etwas Unsinniges dargestellt werden, so sind sie doch dem Geschichtsfreund und Forscher manchmal die Fundgrube von Anhaltspunkten und Hinweisen für wichtige Tatsachen. Im Laufe des vergangenen Herbstes hat Herr Pfarrer Burkart von Wallbach auf dem Zeiningerberg, beim sogenannten Bönistein, hochwichtige Entdeckungen gemacht. Er hat Zeugen gefunden vom Eiszeitmenschen, ebenso wurden aus der Bronzezeit eine große Zahl von Scherben zutage gefördert, welche hier eine heidnische Opferstätte vermuten

lassen. Die nachfolgende Sage hat dem Forscher den Weg zum Fundort gewiesen. An jeden sagenhaften Ort knüpft sich eben ein altes Ereignis an, so auch hier.

Vor vielen, vielen Jahren lebte in Möhlin ein reicher Mann, namens Fritz Böni. Alle heute noch stehenden Ziegelhäuser mit den gotischen Staffelgiebeln (Fritzenbönihäuser) gehörten ihm. Die andern Dorfbewohner hatten Strohhäuser und waren Schuldner des Dorfmagnaten. Zur Zeit des 30-jährigen Krieges, als die Schweden auch in unserer Landesgegend hausten, führte Böni einen blühenden Kornhandel. Die Preise stiegen rasch in die Höhe, und Brot wurde für arme Leute selten. Böni stapelte ungeheure Vorräte an Frucht in seinen Häusern auf und trieb grenzenlosen Wucher. Die hungernde Bevölkerung bat oft den hartherzigen Mann um ein wenig Brotfrucht. Alles umsonst! Der Geizhals hoffte immer noch auf einen höhern Erlös. Ratten und Kornmotten nisteten sich aber in den Lagerräumen ein, und viele Zentner Weizen und Korn gingen zugrunde, ohne daß jemand etwas davon hatte. Flüche und Verwünschungen richteten sich gegen den Rackerer. Eines Tages war dieser nicht mehr, er war spurlos verschwunden. Man sagte und munkelte sich zu, der Teufel habe ihn geholt und an einen unheimlichen, verrufenen Ort geschleppt, hinauf auf den Zeiningerberg. Dort, wo zwei Felsen stehen und der Teufel schon viele Geräte zerschlagen hat, daselbst hat er den armen Sünder Böni geschlachtet und zu Mittag verspeist. Die schwarze Seele des Geizhalses hat aber nicht Ruhe gefunden, irrte wirr in der Gegend umher, Unheil stiftend und furchtsame Leute belästigend. Kapuzinern sei es dann einmal gelungen, den „bösen Geist“ in einen Topf zu bannen und dieser wurde wieder droben am Felsen auf dem Zeiningerberg in die Erde vergraben, und heißt der Ort von dieser Zeit an „Fritzenbönistein“. Einst in einer schrecklichen Gewitternacht, als es krachte und blitzte und stürmte, hat sich der „Böse“ aus seinem Gefäß losmachen können, doch der Bannfluch, der auf ihm lastete, war so stark, daß er an einer schnellen Fortbewegung gehemmt war. Nur einen Hahnenschritt kommt er jährlich vorwärts. Indessen ist er aber schon ins Rheintal hinabgestiegen und ist auf dem Wege zu seiner einstigen Wohnstätte, immerhin noch weit weg von derselben droben auf dem Möhlinerfeld. Wehe, wehe aber, wenn er ins Dorf kommt. Es bedeutet dies ein Unglück für alle Bewohner! Wie lange geht es noch, bis die Erde bebt? Am Spitzengraben und am Bönifelsen zwischen Mumpf und Zuzgen, soll es aber heute noch unheimlich sein. In Gewitternächten spukt es dort.

Daß der Teufel und der Spuk am Spitzengraben und am Bönistein sein Wesen treibt, hat offenbar eine tiefere Bedeutung. Der Fels hat zur Heidenzeit, aus den vielen broncezeitlichen und hallstättischen Scherbenfunden daselbst zu schließen, offenbar als Opferstätte für Totenkult gedient, oder aber es war der Ort irgend einer heidnischen Gottheit geweiht, allwo die Bevölkerung ihre Opfer darbrachte. Zur Zeit der Christianisierung unserer Gegend mußte der Teufel oder ein Spuk ein abschreckendes Beispiel sein für den gläubigen Jungchristen, um ihm den Heidenkult und die heidnischen Kultstätten zu verleiden, daß sie nicht mehr rückfällig wurden im Christenglauben.

Notes de Folklore du «Conservateur suisse». (Suite.)

Volume IX.

Bâle. *Médailles.* Pendant la peste de 1348, qui emporta 14,000 personnes dans la seule ville de Bâle, on y frappa des médailles analogues à la circonstance; c'était de véritables *memento mori,* qu'on s'envoyait mutuellement en présent: elles portaient, d'un côté, trois roses; de l'autre, une tête de mort d'où sortait un épi, emblème de la résurrection; la devise était: *Hodi mihi, eras tibi* (aujourd'hui mon tour, demain le vôtre). Au milieu du XVIe siècle, un médailliste bâlois nommé Fechter, enchanté de cette image, la reproduisit dans de nouvelles pièces funéraires, avec quelques accessoires avantageux: la tête de mort posée sur deux ossements, à côté d'un rosier dont les fleurs sont les unes fraîches, les autres fanées: une clepsydre renversée est sur l'exergue; la devise est un jeu de mots allemand qui revient à ceci: aujourd'hui vivant, demain mort (Heute rot, morgen tot). (63.)

Valais. *Le Diable et la cloche.* St. Théodule en grand costume épiscopal, ayant à ses pieds le diable avec une cloche. Le prélat voulait conserver une anecdote piquante de la légende de ce saint, patron du Valais, qui nous apprend qu'étant allé à Rome sous le pontificat de Léon III, ce pape lui fit cadeau d'une grosse cloche pour son église de Sion; que très embarrassé sur le moyen de la transporter au milieu des Alpes, il n'en trouva point de plus expéditif et de moins coûteux que d'engager le diable à la porter lui-même sur son dos, et que celui-ci fit heureusement ce voyage avec la cloche, gratuitement, il est vrai, mais d'assez mauvaise grâce. Le fameux cardinal de Sion, Matthieu Schinner, parvenu au même épiscopat en 1500, trouva ce coin si bien choisi qu'il le conserva, à quelques légers changements près. Dans la suite ses successeurs ne mirent que la cloche sur leur monnaie: l'esprit malin n'y parut plus, parce que des mauvais plaisants en avaient fait de scandaleux badinages, et que les ignorants avait pris le diable pour leur patron, malgré ses cornes. C'est la première fois que cet ennemi du genre humain a eu l'avantage de figurer sur une monnaie, et ce sera sans doute la dernière; ce singulier type a valu aux pièces qui le portent d'obtenir les honneurs de médailles dans les collections des curieux. (66.)

Grisons. *Médailles.* En 1707, les Grisons frappèrent une médaille à l'honneur des sources du Rhin. D'un côté est l'écu aux armes des Trois